

Kunstgeschichte

Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt. Bd. II: Der Basler Münsterschatz. Von Rudolf Friedrich Burkhardt. 8^o (408 S., 263 größtenteils ganzseitige Abb. u. eine Doppeltafel.) Basel 1933, E. Birkhäuser & Cie. Geb. Fr. 38.—

Der Schatz des Basler Münsters, der sich aus den kostbaren Gaben Kaiser Heinrichs d. Hl. und einer langen Reihe zumeist künstlerisch hervorragender Reliquiare aus dem 13., 14., 15. und beginnenden 16. Jahrhundert zusammensetzte, hatte ein eigenartiges Geschick. Die Einführung der Reformation zu Basel 1529 brachte ihm keineswegs den Untergang, wie das sonst fast ausnahmslos mit Kirchenschätzen der Fall war, wo die neue Lehre eingeführt wurde. Wohl wurden 1532 die überaus zahlreichen, zum Teil sehr wertvollen Paramente des Münsters, die im Inventar von 1525 verzeichnet sind, als „Kirchenblunder“ vom Rat versteigert, den Münsterschatz aber, der bis zur Einführung des neuen Kultus an den hohen Festtagen den Hochaltar geziert hatte, ließ man unangetastet, und nicht anders verhielt es sich, als 1590 vier Ostensorien, 44 Kelche, 48 Patenen, die zu den Nebenaltären des Münsters gehört hatten, und das von Kaiser Heinrich gestiftete, mit Goldblech bekleidete Plenarium, ein Buch mit den Episteln und Evangelien des Kirchenjahres, in die Münze geschickt wurden. Selbst als der französische General Masséna 1799 von Basel eine gewaltige Zwangsanleihe erhob, entging der Schatz dem Verderben. Dann freilich, fast genau dreihundert Jahre nach seiner Beschlagnahme durch den Rat bei Einführung der Reformation, nahte auch ihm das Verhängnis, die 1833 erfolgte Trennung des Kantons Basel in Stadt und Landschaft und die dadurch veranlaßte Entscheidung der eidgenössischen Tagsatzung, derzufolge der Schatz, weil zum Staatsvermögen gehörend, zwischen beiden dergestalt geteilt werden sollte, daß die Stadt ein Drittel, die Landschaft zwei Drittel erhalte. Sie bedeutete das Todesurteil über den in zwei Teile zerrissenen Schatz. Was Basel-Stadt bei der Teilung zufiel, befindet sich heute im Historischen Museum zu Basel, mit Ausnahme eines Kreuzfußes des späten 12. Jahrhunderts

und zweier Kreuze, die der katholischen St.-Klara-Gemeinde überwiesen wurden, sowie eines Büstenreliquiars, eines Armreliquiars und der goldenen Rose, die, gegen ein aus dem Anteil der Landschaft Basel stammendes Reliquienostensorium umgetauscht, von ihrer neuen Besitzerin, der Akademischen Gesellschaft, aber dann verständnislos versteigert wurden. Die beiden Basel-Land zugefallenen Lose, unter denen sich die wertvollsten Stücke befanden, wurden samt dem goldenen Altarfrontale Kaiser Heinrichs, das in die Verteilung des Schatzes nicht einbezogen worden war, 1536 zu Liestal zu Preisen, die unbegreiflich gering erscheinen — das goldene Altarfrontale, heute von Millionenwert und die hervorragendste Zierde des Cluny-Museums, erzielte nur 9050 Fr. — öffentlich verkauft und die zu ihm gehörenden Stücke in alle Welt zerstreut. Gegenwärtig befinden sich die meisten und bedeutendsten, zum Teil nach mancherlei Irrfahrten durch den Kunsthandel und durch Privatsammlungen, zufolge den dankenswerten Nachforschungen, die der Verfasser des vorliegenden Werkes nach ihrem Verbleib anstellte, in den Museen von Paris, London, Berlin, Leningrad und Neuyork. Nur von zehn Stücken geringeren Wertes ließ sich bis jetzt der heutige Standort nicht feststellen. Von den in der Eremitage zu Leningrad befindlichen konnten in jüngster Zeit drei für das Historische Museum zu Basel zurück-erworben werden.

Gegenstand des vorliegenden Werkes bilden nicht lediglich die zur Zeit in Basel vorhandenen Stücke, sondern, was sehr dankenswert ist, der Gesamtbestand des ehemaligen Münsterschatzes im Augenblick der Teilung, einschließlich der zehn heute noch verschollenen Stücke, so daß dieser nun wenigstens in Wort und Bild eine glänzende Auferstehung feiert. Das um so mehr, als von allen irgendwie bemerkenswerteren Gegenständen mehrere vorzügliche Abbildungen, insbesondere auch wertvolle Teilaufnahmen geboten werden, die im Verein mit dem überall den Fachmann veratenden, durch Klarheit und Anschaulichkeit ausgezeichneten Text, in dem nichts Wissenswertes unberücksichtigt geblieben ist, eine erschöpfende Vorstellung des großartigen, für immer zerstreuten Schatzes ermöglichen. Der Be-

schreibung der einzelnen Stücke hat der Verfasser eine Darstellung seiner Geschichte sowie der Verwendung, die er ehemals im kirchlichen Leben fand, vorausgeschickt, die von innerstem Interesse beseelt ist, weil es sich hier nicht bloß um hohen Kunstwert handelt, sondern zugleich um ein Denkmal von „Basels großer Zeit als Bischofsstadt“ und um ein beredtes Zeugnis der „Andacht und Hingebung, die ihn einst schuf“. Die Beschreibung selbst verläuft chronologisch, behandelt die einzelnen Stücke in der Abfolge ihrer Entstehung, so daß der Anteil hervortritt, den die verschiedenen Zeiten je nach ihrem Eifer und ihrer künstlerischen Leistungsfähigkeit an der Erweiterung des Schatzes hatten. Ein Anhang enthält urkundliche Angaben über die Ausstellung des Schatzes an den hohen kirchlichen Festen, ihre darauf fußende Rekonstruktion sowie den Schatz betreffende sehr lehrreiche Inventare, soweit diese nicht bereits anderswo veröffentlicht wurden. Da der Schatz des Basler Münsters vornehmlich von Basler oder doch oberrheinischen Goldschmieden geschaffen wurde, liefert das durch seinen Text wie seine Fülle von Abbildungen gleich hervorragende Werk einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Basler und oberrheinischen Goldschmiedekunst des 14., 15. und frühen 16. Jahrhunderts. Weil aber dieser Schatz sich fast ganz aus Reliquiaren zusammensetzte, ergibt sich auch vieles und wertvolles, zum Teil sogar seltenes Material für ein Studium der mittelalterlichen Reliquiare.

J. Braun S. J.

Die kirchliche Kunst der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Baden. Von Dr. Joseph Sauer. 8^o (VI u. 696 S., 24 Abb. auf 12 Tafeln.) Freiburg 1933, Herder. M 10.—, geb. M 12.—

Das vorliegende Werk, eine mit Ergänzungen versehene, für weitere Kreise bestimmte Buchausgabe einer längeren Folge von Aufsätzen im „Freiburger Diözesanarchiv“, entwirft auf Grund der Denkmäler wie namentlich eingehender, mühsamer archivalischer Forschungen ein interessantes und lehrreiches Bild des Tiefstandes der kirchlichen Kunst in Baden während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und, was besonders wichtig ist, der letzten Gründe für diesen

künstlerischen Tiefstand. Untätig war die kirchliche Kunst in jenem Zeitraum in Baden nicht. Die Zahl der Kirchen, die damals entstanden, ist sogar sehr beträchtlich, aber die meisten waren wenig bedeutende Bauten von nur mäßigen Größenverhältnissen, nach Form, Einrichtung und Ausstattung nüchterne, stimmunglose Zweckbauten, die in manchen Fällen ebensowohl dem nichtkatholischen Gottesdienst hätten dienen können wie dem ganz anders gearteten, reicheren katholischen, für den sie bestimmt waren. In der ersten Zeit zu meist klassizistisch, dann unter dem Einfluß des genialen Hübsch romanisierend, waren sie stilistisch ein Versuch, nach Abschluß der mit dem Rokoko ausklingenden Entwicklung künstlich einen neuen Stil zu schaffen.

Seinen Grund hatte der Tiefstand der religiösen Kunst in Baden während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vornehmlich in drei Umständen, wie der Verfasser an der Hand der Quellen nachweist. Der erste waren die verheerenden Auswirkungen der zu Beginn des Jahrhunderts erfolgten Säkularisation zahlloser Stifte und Klöster. Sie brachte nicht nur einer überaus großen Fülle von Kunstwerken der Vergangenheit den Untergang, sie schuf auch eine Kluft zwischen der Kunst des 19. Jahrhunderts und der der vorausgehenden Zeit, ließ die Quellen versiegen, die bis dahin vor allem die Mittel zur Pflege der kirchlichen Kunst gespendet hatten, nahm dieser ihre vornehmsten Förderer und Träger. Der zweite noch verhängnisvollere Grund war, daß die kirchliche Kunst, die sich vordem frisch und frei hatte betätigen können, nunmehr eine kirchliche Kunst von Staatsgnaden war, die Kunst eines Staatskirchentums engsten und zähesten bürokratischen Aufbaues. Ob und wie eine Kirche gebaut und wie sie ausgestattet werden sollte, hatten ausschließlich die staatlichen Organe, die oft genug nicht einmal katholisch waren, zu entscheiden. Die kirchlichen Behörden hatten mit alledem nichts zu schaffen, selbst in Fragen und Forderungen der kirchlich-liturgischen Zweckmäßigkeit und Würdigkeit waren sie den staatsomnipotenten Ansprüchen gegenüber völlig machtlos; sie erhielten sogar in der Regel kaum einen Einblick in die Pläne. Oberste Norm waren aber für die